



EIGENTLICH

Mittwoch, 24. Januar 2018 – Tashiding (Indien) Pema Homestay

27.3239016,88.2872402

Ich liege in meinem Bett. Unter einer dicken, duftenden Decke, die schon zahllose andere Gäste vor mir gewärmt hat. Es ist stockdunkel, denn zum wiederholten Mal ist der Strom ausgefallen, nun ist er schon seit mehr als einer Stunde weg. Regen schlägt gegen die Scheiben, Wasser tropft irgendwo zu meiner Linken in einen Hof, ein hohles Geräusch, wie eine schläfrig geschlagene Trommel. Dann und wann leuchtet ein Blitz in mein Zimmer hinein. Habe ich schon einmal gesehen, wie hell das Licht von Blitzen wirklich ist? Oder sind nur die Blitze im Himalaya so strahlend weiß? Wenig später folgt der Donner. Es ist kein aggressiver Donner, der sich krachend entlädt als würde wütend ein gigantisches Holzschicht zerbrochen. Es ist ein majestätischer Donner, der sich Zeit lässt und weiß, dass er genügend Platz hat unter diesem

Himmel – und niemand ihm widersprechen, niemand ihm ins Wort fallen wird.

Der Donner erinnert mich an die Gebete der Mönche, die ich am Abend in dem großen Kloster von Tashiding gehört habe, genauer an die Stimme des Vorbeters, ein tiefes, voluminöses und sagenhaft ruhiges und selbstbewusstes Organ. Das Kloster liegt auf einer Hügelkuppe, etwa zwei Kilometer vom Dorf entfernt. Zunächst hörte ich nur diese eine Stimme und eine dumpfe, ziemlich schnell geschlagene Trommel. Als ich zur Gebetshalle gelangte, gesellten sich andere, höhere Stimmen dazu, und auf einmal wurden archaisch krächzende Hörner geblasen, Glocken geschlagen und kleinere Trommeln bewirbelt, ja ich vernahm sogar Pfiffe, ein lautes Durcheinander der Töne, halb himmlisch, halb höllisch. Als es verebbte, übernahm

der Vorbeter wieder die Führung – mit einer Art Seufzer, in dem so viel Gelassenheit steckte, dass es mir einen Schauer durch die Nackenmuskeln trieb. Wenn das Universum wirklich *entstanden* ist, dann weder aus einem Urknall noch aus einem Urfurz, sondern zweifellos aus einem solchen Urseufzer.

Welche Farbe hat eigentlich die Decke, unter der ich liege? Ist sie wirklich orange und dunkelrot? Oder waren das nur die Gewänder der Mönche. Und ist die Wand des Zimmers wirklich grün? Ich weiß nur ganz sicher, dass sie nicht weiß ist. Aber vielleicht ist sie doch blau? Ein Blitz würde Aufklärung bringen, aber gerade jetzt scheint sich keiner mehr in mein Zimmer verirren zu wollen. Dafür kommt mir der «Guru» (so stellte er sich selber vor) in den Sinn, der mir vor etwa einem Jahr auf einer Bahnfahrt von Thalassery nach Kozhikode mit halb angewideter, halb überheblicher Mine erklärte, dass alles, was ich da vor dem Fenster vorbeirauschen sähe, bloß eine Illusion sei. Dahinter verberge sich eine andere Realität, die eigentliche Wirklichkeit, für die nur Menschen wie er den Blick hätten. Warum ich also derart angestrengt versuchen würde, diese scheinbare Welt aus dem Fenster des Zuges heraus zu fotografieren, fragte er mich, es könne mir doch eigentlich egal sein, ob diese Felder mit Reis bestellt seien, mit Kokospalmen, mit Kamelen oder mit Autos.

So gesehen könnte es mir auch gleichgültig sein, welche Farbe die Decke auf meinem Körper hat. Der «Guru» aber war mir so unsympathisch, dass ich mich trotz der Finsternis, die mich gerade umgibt, auf keinen Fall von ihm trösten lassen möchte. Außerdem, so sprayt mein Kopf jetzt trotzig in Leuchtfarbe auf die innere Gedankenwand, hat mich das Uneigentliche immer schon mehr interessiert als das Eigentliche, deshalb muss ich jetzt sofort wissen, ob diese Decke auch tatsächlich orange ist. Ich taste neben dem Bett nach meinem Smartphone, das ja auch mit einer Taschenlampe gesegnet ist, meine Hand findet aber nur den Fotoapparat. Ich schalte den Blitz ein, halte die Kamera an mein Auge, ohne allerdings etwas durch den Sucher sehen zu können, und drücke ab.

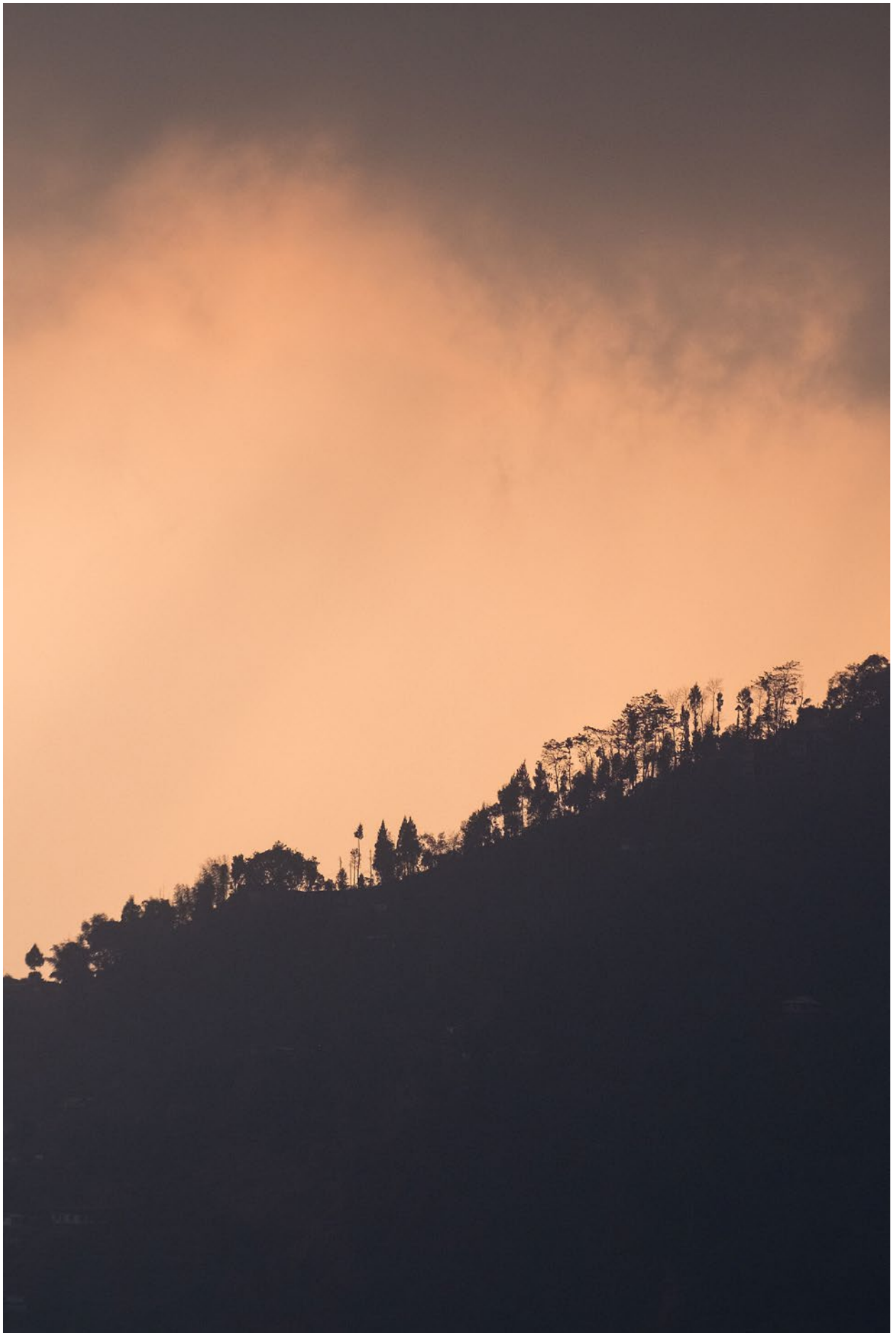
Natürlich ist die Decke orange-rot, die Wand ist leuchtend grün, Tisch und Türe aber sind blau. Die heftigen Kontraste meiner Bettlandschaft erinnert mich an die abendliche Aussicht vom Klosterplatz. Schon während meines Aufstiegs zum Tempelberg

strichen verschiedene Gewitter grummelnd durch die Täler. Ihre Wolkenfilter brachen das Licht so, dass die Luft sich mit pastellig lachsroter Farbe füllte, die ideale Tapete für das Schlusstheater des Tages. Ich liebe es, wenn die Sonne die Dinge so von hinten anstrahlt, dass alle Details auf der Erde verschwinden, alles zur Silhouette wird, zu einer Reihe von Schriftzeichen, über denen sich nur noch der Himmel in Halbtönen und Schattierungen ausdrücken kann. Auch da könnte man sich an das Konzept von Maya erinnern fühlen, das mir der «Guru» da unter die Augenringe reiben wollte. Mir genügt aber die Feststellung, dass die Welt im Gegenlicht ganz anders erscheint, mich anders bewegt, sich anders von mir ansprechen lässt – das allein beschäftigt mich schon sehr.

Aber jetzt würde ich mir gerne mit meinem Tauchsieder einen Tee kochen (Orangenblüte mit Milchpulver und etwas Zucker, ein Traum, ein Trost, je nach Bedarf). Und ich würde gerne noch ein paar Seiten lesen. Allein der Strom spielt nicht mit. Der olympische Gewittertriumphzug ist in Richtung Süden davon geschwebt, ab und an rollt noch die Ahnung eines Donners an mein Ohr. Auch der Regen hat aufgehört. Wie ruhig es jetzt draußen ist, kein Fahrzeug, keine Stimmen, keine Fernseher oder Radios.

Punkt 20 Uhr ist der Beamte des *Tahiding Police Out Post* auf die Straße getreten und hat drei Mal lange in seine Trillerpfeife geblasen – einmal am oberen Dorfrand, einmal am unteren Dorfrand und zuletzt in der Mitte, vor dem Posten. Nach diesen Pfiffen sei es verboten, noch auf die Straße zu gehen, hat mir Schering Ongmu erklärt – so heißt die Schülerin, die sich in der Herberge um mich kümmert. Selbst die Hunde scheinen sich an die Ausgangssperre zu halten und jaulen sich fernab des Dorfes die Körtterseele aus dem Leib.

Ich sende meine Finger aus und sie finden ein Karamellbonbon in der Außentasche meines Rucksacks, der neben dem Bett steht. Ich weiß, dass *Apenliebe* draufsteht, dafür brauche ich kein Licht. Wie ungewöhnlich süß das Bonbon schmeckt. Kann es sein, dass Karamell im Dunkeln süßer schmeckt, dass die Alpen noch lieber sind? Wenn ich das verbrannte Zuckerstückchen über die Zähne bewege, dann klingt es als hätte ich einen Stein in meinem Mund. So wie am Abend, als mich beim Aufstieg zum Kloster plötzlich der Hunger





ergriff – obwohl es bereits regnete und ich ein wenig unruhig war wegen der Blitze, die dann und wann hinter den Bäumen durchs Graue zuckten. Ich packte eine kurze, aber ziemlich dicke Banane aus, die ich an einem Stand im Dorf gekauft hatte und schob sie Stück um Stück in meinen Mund. Sie schmeckte sehr aromatisch und ich war ziemlich gierig. Plötzlich aber biss ich auf einen Stein. Verwundert isolierte ich das Ding von dem süßen Fruchtfleisch, spuckte es in meine Hand. Und tatsächlich lag da nun ein schwarzes Steinchen von der Größe einer Erbse in der Kuhle zwischen meinen Fingern. Wie kam wohl ein Stein in meine Banane? Ein Scherz der Verkäuferin? Wohl kaum. Ein Einschluss während des Wachstums? Wenig wahrscheinlich.

Da entdeckte ich auf dem Stein ein kleines Auge und im selben Moment fiel es mir wieder ein: Natürlich, die Banane *ist* ja eigentlich eine Beere, wie die Brombeere oder Himbeere, deren Samen beim Essen zwischen unseren Zähnen knirschen. Auch die Banane hat Samen, nur ist es dem Menschen gelungen, sie so nach seinem Willen zu züchten dass diese embryotischen Bömbchen nur noch klitzekleine schwarze Pünktchen im Fruchtfleisch sind. Bloß dieser eine Samen hatte offenbar

beschlossen, sich nicht an die vom Menschen entworfene Regel zu halten. Also war er trotzig gewachsen und gewachsen, bis er die hundert-, vielleicht gar tausendfache Größe seiner Brüder und Schwestern erreichte.

Irgendetwas trippelt durch die Straße vor meinem Fenster, ein Affe vielleicht? Gehört der nicht aufs Dach? Und wo sind seine Feinde, die Hunde? Ich spüre, dass ich schläfrig werde und klemme mir das Bonbon zwischen Backenzähne und Unterlippe. Die einen Steine sind so klein, dass wir sie beim Essen gar nicht bemerken. Einer aber wird so groß, dass ich mir fast die Zähne an ihm ausbeiße. Was gehört da zu welcher Wirklichkeit?

Jetzt tröpfelt draußen wieder Regen. Ob die Straße des Dorfes, wenn der Polizist alle in die Häuser getrillert hat, sich in ihrer eigentlichen Wirklichkeit offenbart? Was wäre eigentlich eine uneigentliche Wirklichkeit? Und was für ein Belag wäre auf einer uneigentlichen Straße zu erwarten? Und wo habe ich eigentlich mein Smartphone hingelegt? Diese Decke riecht eigentlich so nach, nein, es ist wohl doch kein Regen, sondern ein kleines Tier da draußen. Wie süß mein Mund jetzt ist, links. Oder rechts? Ich sollte mir noch die Zähne putzen. Eigentlich.